

Self ohne Selfstory: Warum ich nicht in einem Narrativ leben will

Self without a self-story: Why I don't want to live in a narrative

Marina Rendl ¹

¹ Salzburg, Österreich

Kurzzusammenfassung

Der Begriff „Narrativ“ wird in den letzten Jahrzehnten immer häufiger benutzt und kann sogar als ein Pop-Phänomen bezeichnet werden. Sowohl in der Psychologie als auch in der Psychotherapie und in der Philosophie diskutiert man die Narrativität, das narrative Denken und das Narrativ als eine konsistente Selfstory, die zu einem notwendigen Parameter jeder „normalen“, psychisch stabilen und ethisch engagierten Person gehört. Ich analysiere einige Konzepte über das Narrativ und das Selbst, vergleiche das deskriptive und das ethische Narrativ und plädiere gegen eine aus der modernen Psychologie stammende interdisziplinäre Idee, jeder Mensch brauche ein Narrativ, um ein vollständiges Selbst zu sein und „normal“ zu leben sowie ethisch zu handeln. In meiner Argumentation beziehe ich mich philosophisch auf Galen Strawson und Martin Heidegger und auf die psychologischen Forschungen von John Watkins und Helen Watkins. Ich betrachte das Narrativ als ein wechselhaftes Konstrukt, einen „Frame“, der dem Selbst erlaubt, auf der Basis seiner Lebenserfahrung inklusive seiner Vergangenheit das Leben als eine konsequente kumulative Einheit der Ereignisse darzustellen. Das Narrativ verstehe ich nicht als ein Muss, das man um jeden Preis behält und unterstützt, sondern als eine Option, sich selbst und die Welt wahrzunehmen. Aus meiner Sicht sind beide Möglichkeiten, im Narrativ zu leben oder es bewusst aus persönlichen Gründen abzulehnen, ethisch legitim.

Abstract

In recent decades, the concept of narrative has gained significant popularity. This concept is widely discussed in fields such as psychology, psychotherapy, and philosophy, where it encompasses narrativity, narrative thinking, and the notion of narrative as a consistent self-story. Many consider narrative an essential component for the psychological well-being of an individual. In this work, I undertake a philosophical analysis of narrative and the self. I explore and explain the concepts of descriptive and ethical narratives. I also challenge the prevailing view in modern psychology, which asserts that everyone requires a narrative to be a complete, "normal," and ethical individual. My arguments are grounded in philosophical insights from scholars like Galen Strawson and Martin Heidegger, as well as findings from the psychological research of John Watkins and Helen Watkins. I perceive narrative as a framework that enables individuals to present their lives as a coherent cumulative unity of events based on their life experiences. It is important to note that my perspective does not imply that everyone is obligated to have a narrative and live in strict accordance with it, as a deviation from it does not render one incomplete as a person. I advocate for a philosophical and ethical stance that recognizes the equality in the choices of adopting a narrative as a personal life paradigm rooted in one's past experiences or abandoning it altogether. This article acknowledges both ways of living as ethically equivalent and emphasizes them as acts of personal freedom and choice.

Schlüsselwörter

Narrativ, Selbst, Selfstory, Postmoderne, Ethik

Keywords

Narrative, Self, Selfstory, Postmodern, Ethics

Das Thema des narrativen Denkens in Bezug auf das Selbst (das Selbst als Narrativ) hat für mich (als philosophische Praktikerin) eine spezielle Bedeutung. Seit einiger Zeit beobachte ich sowohl in Fachkreisen als auch außerhalb von Besucher:innen der philosophischen Praxis das steigende Interesse an einer plausiblen Erklärung, welche Faktoren die „Selfstory“, die feste Lebensgeschichte des Ichs, bestimmen bzw. unter welchen Bedingungen das Ich geändert, „verbessert“ und optimiert werden kann. Ich setze mich in diesem Beitrag mit den Fragen auseinander, auf welche Weise das Narrativ die Identität bildet, ob es unbedingt eine normative Voraussetzung fordert und ob es freiwillig ersetzbar oder sogar ganz verzichtbar ist. Da der Begriff des Narratives (eine „sinnstiftende“ Erzählung) mehrere semantisch unterschiedliche Bedeutungen sowie eine lange Geschichte in Literatur-, Kultur- und Geisteswissenschaften umfasst, konzentriere ich mich praktisch auf einige selektive psychologische und philosophische Aspekte des Narratives, die das Konzept von Galen Strawson erläutern und bestätigen

sollen, dass man als eine freiwillige Person ohne Narrativ leben kann. Dadurch möchte ich zur Lösung eines komplizierten interdisziplinären Problems, nämlich zur Frage, ob es ein ethisch vollständiges Self ohne eine feste Selfstory (ohne ein Narrativ) gibt, beitragen.

1 *Worin besteht das persönliche Narrativ?*

Grundsätzlich definiert man das „Narrativ“, als eine „abstrakte Struktur, Erzählung“, die für das Subjekt als „Überzeugungssystem“ funktioniert. In einem Narrativ zu denken bedeutet, einem bestimmten Diskurs zu erliegen bzw. seine sprachlichen und semantischen Regelungen zu übernehmen.

Die philosophische Deutung des Narratives weist auf das Werk „Das postmoderne Wissen“ von Jean-François Lyotard (1979) hin, der sich mit den sogenannten Metanarrativen – den „großen“ Erzählungen – beschäftigt hat. Als Beispiele dafür gelten Christentum, Anthropozentrismus, Aufklärung, Liberalismus, Kommunismus oder Marxismus. Alle diese grandiosen Modelle mit den allumfassenden kulturellen, sozialen und historischen Bedeutungen erklären sich als Metadiskurse, als jene „Metaerzählungen“, welche die Ziele der Entwicklung der Gesellschaft definieren sowie kollektive Archetypen und soziale Klischees prägen. Diese Metanarrative betreffen primär die Gesellschaft, inklusive ihrer Wirtschaftsformen und ihrer ethischen Basis.

Was bedeutet aber das Narrativ außerhalb des Metaformats, im Rahmen eines konkreten Subjekts und dessen eigenen Lebens? Wodurch definiert sich das „kleine“ Narrativ als eine persönliche Erzählung, eine selbst erzählte Biographie, eine „Selfstory“?

Die erste Antwort zeigt ein *psychologisches* Porträt des narrativ denkenden Subjekts: Es handelt sich um eine persönliche, empirisch verursachte Lebenserfahrung, die nach einem kumulativen Mechanismus abläuft. Bestimmte Lebensereignisse hinterlassen beim Subjekt Abdrücke oder Spuren, die sein gegenwärtiges Selbst beeinflussen. Die Ereignisse der Vergangenheit determinieren die Gegenwart und die Zukunft des Subjekts, da sie sein Lebensmuster, seine Weltanschauung und schließlich das Selbstbild komplett prägen. Das Subjekt erklärt sich in den festen Kategorien und verharnt immer tiefer in seiner selbst „geschriebenen“ Story, in einem lokalen Narrativ.

Es gibt zahlreiche, meist aus der Psychologie stammende Theorien, die diese Darstellung unterstützen. Sie beziehen sich auf eine „natürliche“ Lebenserfahrung, die aus dem Subjekt nicht zu entfernen ist, da sie dieses Subjekt *ist*: Man spricht von einem persönlichen Narrativ als einer psychologischen Identität. Solch ein Narrativ als eine individuell erzählte Selfstory reguliert das menschliche Verhalten, das Wertsystem, die Erwartungen an sich selbst und von den Anderen. Schließlich stellt es ein einzigartiges Lebensparadigma des Subjekts dar.

Antony Giddens (1991) entwickelte in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts einen konventionell gewordenen Begriff des Narratives als eine „dauernde Selbstgeschichte“ („ongoing story about the self“).

Ihre Funktion besteht in der Integration der Lebensereignisse in ein kohärentes verbales Konzept, nach dem man denkt, agiert und kommuniziert. Das Narrativ gleicht einem Lebensmuster oder einer festen Selbstgeschichte. In ihrem Rahmen kann „ich“ „meine“ Vergangenheit analysieren, darüber reflektieren oder „mich“ selbst infrage stellen. Was „ich“ aber nicht kann, ist der Verzicht auf diese Selbstgeschichte, die „ich“ bewusst oder unbewusst übertrage und wiedergebe, weil diese autobiografische Geschichte zum Kern „meiner“ Person zählt. Sie sei sogar „meine“ Person, „mein“ Ich, so Giddens.

Auch David Epston und Michael White (1990) betrachten das Subjekt durch sein Narrativ. Eine autobiographische Geschichte, die das Subjekt über sich erzählt, stellt laut den beiden seine persönliche Identität dar. Sich zu beschreiben und über sich zu erzählen bedeutet, sich zu benennen und mit einem Muster zu identifizieren. Das Subjekt formt eine Selbst-Matrix, setzt seine Grenzen, durch die es sich definiert und als eine bestimmte Person präsentiert.

Eine ähnliche Theorie der narrativen Identität erarbeitete jahrzehntelang Dan McAdams (2015). Das Narrativ zeigt sich bei ihm als eine im Lauf des Lebens evolutionierende Lebensgeschichte, in der die Vergangenheit permanent analysiert, rekonstruiert und der Realität angepasst wird. Die innere Funktion des Narrativs besteht in der Konstruktion der temporären, innerlich einheitlichen Matrix über das Selbst, die eine relevante Anpassung an die aktuelle Gegenwart ermöglicht. McAdams betont, dass das Narrativ als ein kompliziertes, multifunktionales Konstrukt sowohl die Wahrnehmung des Selbst als auch einen kulturellen, emotionalen, mentalen Bezug zu den Anderen, der bereits in der Kindheit entsteht und im Erwachsenenalter gefestigt wird, determiniert.

Diese erwähnten Konzepte sind im Rahmen der Psychologie entstanden, wurden in ihrem praktischen Feld entwickelt und angewendet. Als Folge bezieht sich das Narrativ als Selfstory auf eine deskriptive Selbsterfahrung, die eine zufällige Reihenfolge der Lebensereignisse in ein strukturiertes verbales Konzept vereint. Dieses ermöglicht das Selbstbild als eine konsequente Struktur der permanent verifizierten und bestätigten Verweise auf die eigene Vergangenheit, welche die Gegenwart und die Zukunft beeinflusst, sogar bestimmt. „Mein“ Narrativ ist „meine“ Art und Weise des Lebens: „Ich“ bin es.

Das Selbstnarrativ spielt aus psychologischer Sicht eine unersetzliche Rolle: Es sei „gesund“ und normal, ein Narrativ zu besitzen und es durch die weiteren Lebenserfahrungen zu bestätigen. Die Narrative sind wichtig und gut, sagt Jerome Bruner (2004). Das narrativ denkende Subjekt tendiert laut ihm zum Aufbau jener Selfstory, die nicht unbedingt wahr ist, sondern wahr sein könnte. Durch die narrative Erzählung teilt das Subjekt den Anderen seine Lebenseinstellungen, Werte und Prinzipien mit. Diese Erzählung muss laut Bruner nicht empirisch belegt sein, weil das narrative Denken eine persönliche subjektive Alternative zur objektiven kausalen Realität darstellt. Die Erzählungen kontrolliert das Subjekt selbst. Jedoch werden sie nie in einem objektiven Sinn verifiziert, sondern müssen als verifiziert und wahr erscheinen. Dies reicht, um das Narrativ zu behalten und weiter zu unterstützen.

Die Narrative imitieren das reale menschliche Leben. Allerdings beginnt das Leben irgendwann, diese Narrative zu imitieren, schreibt Bruner. Dies bedeutet, dass „ich“ so tief an „mein“ Narrativ glaube,

dass dieses schließlich mit „meinem“ Ich verschmilzt und „meine“ Lebenseinstellungen, Werte sowie „meine“ Handlungen determiniert. Das, was „ich“ selbst konstruiert habe, fängt an, „mein“ Leben real zu beeinflussen.

An dieser Stelle beginnen die Fragen zum Narrativ. Mich als Philosophin interessiert ein offensichtliches Problem. Das Narrativ sei eine Matrix „meines“ Ichs, auf die „ich“ nie verzichten kann, so wie „ich“ „meine“ Schuhgröße oder Augenfarbe nicht wechseln kann. Dies bedeutet, dass „ich“ in einem gewissen Sinn der Sklave „meines“ eigenen Narrativs bin, da „meine“ deskriptive Vergangenheit „meine“ Gegenwart inklusive „meiner“ normativen Standards bereits geprägt hat. Kann „ich“ mich aber von „meiner“ Selfstory befreien, falls sie „mir“ nicht gefällt?

2 Die „guten“ und die „schlechten“ Stories

Der reale Autor der Autobiographie (der Selfstory) und ihr Protagonist stimmen miteinander überein, sagt David Velleman (2020). „Ich glaube, dass der Autor der Autobiographie dem Protagonisten gleicht, da der Protagonist einen selbst improvisierenden Charakter, einen Erfinder und einen Inszenator seiner eigenen Story darstellt“, schreibt der Philosoph. Das philosophische Konzept des Self von Velleman beruht u.a. auf den empirischen Ergebnissen aus dem Bereich der Psychologie, die seine Grundthese über die Identität des Subjekts (des Autors) mit dem Narrativ als Selfstory unterstützen. Als Basis gilt für Velleman eine für die narrative Psychologie evidente Idee: Jede psychisch stabile Person konstruiert ein einheitliches Konzept über sich selbst und handelt in der Regel diesem Konzept entsprechend. Das Subjekt formt ein strukturiertes, konsequentes Selbstbild, ein eigenes Narrativ. Eine mögliche kognitive Spaltung zwischen diesem Narrativ und der Realität, die sogenannte kognitive Dissonanz, wird „automatisch“ gemildert, wenn die Realität dem eigenen Narrativ „angepasst“ wird. Das Narrativ erhält durch die Handlungen eine permanente Bestätigung und bleibt grundsätzlich fest, so Velleman.

Dass das tatsächliche, sichtbare Ergebnis der menschlichen Handlungen immer ein bestimmtes Narrativ hinter sich hat, erklärt Velleman mit Hilfe zweier Beispiele. Das erste von Prescott Lecky (1945) übernommene Beispiel zeigt einen fleißigen Studenten, dessen Fehler in der Rechtschreibung sein Selbst beeinflussen und schließlich in sein Narrativ „einwachsen“. Er bezeichnet sich unter Freunden als einen „schlechten Rechtschreiber“ und schreibt weiter schlecht aus demselben ethischen Grund, aus welchem er beispielsweise nicht stiehlt oder nicht lügt, da seinem Narrativ das Rechtschreiben oder die Wahrnehmung über sich selbst als einen perfekten Rechtschreiber genauso wenig wie die Wahrnehmung über sich als einen Dieb oder einen Lügner passt. Weder die Lüge noch der Dieb oder das Rechtschreiben entsprechen seinem Narrativ, nach dem er handelt. Seine Selfstory wird durch die Handlungen „negativ“ bestätigt.

Das zweite Beispiel Vellemans bezieht sich auf ein Experiment von Leon Festinger und James Carlsmith (1959), in dem zwei Gruppen von Probanden quasi gezwungen wurden, eine falsch positive Meinung

über eine langweilige und uninteressante Aktivität mitzuteilen. Dafür wurden sie finanziell unterschiedlich belohnt. Jene, die ihrer Meinung nach gut belohnt wurden, haben diese Aktivität als langweilig und uninteressant wahrgenommen, während die gering belohnte Gruppe der Probanden geglaubt hat, dass die Aktivität genauso gut und unterhaltsam war, wie sie darüber weiter mitteilen mussten.

Beide Beispiele offenbaren die kognitive (erkenntnismäßige) Struktur des Narrativs als eine Selbsterzählung und die daraus folgende Selbstüberzeugung. Die durch die empirische Erfahrung kreierte negative oder positive Selfstory tendiert zu weiteren deskriptiven und normativen Bestätigungen. Da das bereits konstruierte Narrativ durch die Handlungsantriebe und die Handlungen immer wieder auf die Probe gestellt wird, werden die kognitiven Mechanismen in Gang gesetzt. Diese schützen das Narrativ vor der Dissonanz mit der Realität oder ermöglichen, diese Dissonanz zu mildern oder zu beseitigen. Dies beweist das Beispiel mit den unterschiedlich stimulierten Gruppen der Probanden. Die finanziell schlecht entlohnte Gruppe war am Ende der Meinung, dass das Experiment so positiv und unterhaltsam lief, wie sie darüber berichtet hatte. Da die Dissonanz zwischen der eigenen Erfahrung, der geringen unpassenden Belohnung und dem „erzwungenen“ guten Feedback viel zu unglaublich schien, glaubten die Probanden, dass dieses Experiment sicher eine plausible Erklärung hat. Da das Narrativ als Selfstory für das Subjekt „logisch“, d.h. innerlich kohärent bleiben muss, versuchten sie, die durchgeführten Handlungen „rational“ zu erklären, um die Dissonanz zwischen dem Narrativ und der Realität zu reduzieren. Deswegen entschieden die Probanden, dass das Experiment genau so war, wie sie „gezwungen“ worden waren, es mitzuteilen. Die falsche „positive“ Erfahrung wurde ins Narrativ „einmontiert“. Die äußeren Unpässlichkeiten wurden adaptiert, damit das Narrativ semantisch einheitlich und plausibel bleibt.

Gehe ich davon aus, dass das Narrativ mit dem Selbst übereinstimmt, komme ich zum evidenten Schluss, dass niemand eine Spaltung des eigenen Selbst tolerieren kann. Der Autor der Selfstory sucht nach den wahren sowie ausgedachten Fakten, die es erlauben, das reale gegenwärtige Geschehen dem bereits vorhandenen Narrativ entsprechend kohärent zu erklären. Um eine kognitive Dissonanz zu vermeiden, wird jede Situation der Gegenwart dem Narrativ angepasst.

Das Narrativ ist aber kein statisches Produkt, das langfristig unverändert bleiben kann. Die plausible Selfstory muss ständig bestätigt, d.h. verifiziert werden, schreiben William Swann und Jonathon Brown (1990). Deswegen schreibt der Student aus dem vellemanschen Beispiel wieder fehlerhaft und wählt jene Freunde aus, die ihn ebenfalls für einen Schlechtschreiber halten. Sein Narrativ des Unrechtschreibers wird dadurch verifiziert. Aus demselben Grund lässt sich die Gruppe aus dem zweiten Beispiel davon überzeugen, dass die Belohnung, die persönliche Erfahrung und das gezwungene Feedback miteinander korrespondieren müssen, da eine andere Erklärung weder plausibel noch realitätsnah schiene.

Die beiden erwähnten Beispiele offenbaren die Rolle der Selbstüberzeugung im Prozess der Verifizierung des Narrativs als Selfstory. Wenn die eine oder andere Überzeugung als Teil des Narrativs keine glaubwürdige Bestätigung durch die Handlungen erhält, wird sie „mild“ geändert, damit das Narrativ weiterhin konsequent und semantisch einheitlich funktioniert.

Die Handlungsantriebe und die Motivationen der Menschen aus den obigen Beispielen zielen auf die Unterstützung der inneren Konsistenz und der Kohärenz des Narrativs. Dies entwickelt sich sowohl bei „schlechten“ als auch bei „guten“ Stories gleich. Die Beispiele zeigen eine negative Wirkung des Narrativs, das die Realität verdeckt und die Subjekte der Handlungen benachteiligt. Allerdings kann das Narrativ als eine durchaus positive, „gesunde“ und normativ ausgeglichene Disposition, die zu positiven empirischen Manifestationen tendiert, betrachtet werden. Zum Beispiel behauptet Kenneth Gergen (2002), dass das Narrativ eine systembildende Funktion erfüllt und zufällige chaotische Ereignisse des Lebens in einer normativen Einheit verbindet, was dem Subjekt erlaubt, sich auf die festen Begriffe zu beziehen und sich in jeder Situation „rational“ benehmen zu können. Außerdem fördert das „gute“ Narrativ eine soziale Integration, da die Person mit dem stabilen Identitätsgefühl und mit den klaren Werten in der Gesellschaft positiv sowie zuverlässig wirkt.

Eine gute Selfstory sei gut, da wir auf ihrer Basis „gute“ Dispositionen entwickeln, erklärt Gergen. Meiner Meinung nach bedeutet das aber nicht, dass sie verwirklicht werden. Wenn „ich“ „mich“ in „meiner“ Erinnerung als einen guten Skifahrer sehe, kann das theoretisch bedeuten, dass genau diese Erinnerung zu „meiner“ Selfstory zählt. Als Folge halte „ich“ „mich“ in der Gegenwart für einen guten Skifahrer, manifestiere diese Disposition und fahre wirklich gut Ski. „Ich“ kann „mich“ jedoch täuschen, dass „ich“ in der Vergangenheit ein guter Skifahrer war (vielleicht hat es „mir“ jemand Unerfahrener gesagt oder „ich“ wurde aus unbekanntem Gründen belogen). In diesem Fall hilft „mir“ diese angeblich wahre Erinnerung nicht, in der Gegenwart gut Ski zu fahren oder „mich“ als einen guten Skifahrer unter anderen zu positionieren und diese Fähigkeit in „mein“ Selbst real einzuschließen. Obwohl eine aus der Vergangenheit entstandene Erinnerung eine entsprechende Disposition erwecken kann („ich kann gut Skifahren“, „ich bin ein guter Skifahrer“), bedeutet das nicht, dass sie als Basis des gegenwärtigen Selbst in allen Fällen einen Wert hat.

Dazu kann man wieder Velleman zitieren. Sowohl das vergangene als auch das zukünftige Ich – die Basis einer plausiblen Selfstory – stellen nichts anderes als einen reflexiven Präsentationsmodus dar. „Das vergangene und das zukünftige Self sind einfach die vergangene und die zukünftige Person, welche vom Subjekt als „Ich“ im Gedächtnis oder als „Ich“ in einem Entwurf reflexiv gedacht werden kann“, schreibt er. Der reflexive Gedankenmodus unterscheidet sich vom gegenwärtigen realen Selbst. Mein Ich in der Vergangenheit und meine zukünftige Ich-Vorstellung können zwar direkt auf mein gegenwärtiges Selbst wirken, müssen es aber nicht.“

Alternativ könnte ich meine Erinnerung ausschließlich als Teil der Erfahrung aus der Vergangenheit, die ich nicht mehr erlebe, annehmen und mein gegenwärtiges Selbst mit dieser Erfahrung überhaupt

nicht identifizieren. Es hätte nichts mit der Negation meiner Vergangenheit zu tun. Natürlich ist mir bewusst, dass ich als Mensch eine Vergangenheit habe, die bestimmte deskriptive Spuren in meiner Psyche sowie in meiner Weltanschauung hinterlassen hat. Für diese Vergangenheit trage ich die Verantwortung. Es spricht aber theoretisch nichts dagegen, dass ich die Entscheidung, ob meine Identität durch meine Vergangenheit geprägt ist, selbst treffen kann.

Eine „schlechte“ Selfstory kann dem Selbst schaden und weitere negative Dispositionen in Bewegung setzen. Eine „gute“ Selfstory ist jedoch für das Selbst von Vorteil. Es gibt aber noch eine dritte Option: Das Ich erzählt keine Selfstory und besitzt kein Narrativ.

3 *Das Narrativ als ein wechselhafter „Frame“. G. Strawson und M. Heidegger.*

Hätte das Subjekt kein Narrativ, würde es automatisch bedeuten, dass es kein „normales“ vollständiges Selbst mehr ist, da der Bezug auf seine Vergangenheit und als Folge eine feste kohärente Selfstory fehlt? Offensichtlich stimmt das nicht. Galen Strawson (2017) plädiert gegen die These, das Narrativ sei notwendig, um eine Person zu sein und ethisch vollständig zu handeln. In seiner Argumentation bezieht er sich zuerst auf den Unterschied zwischen dem psychologischen und dem ethischen Narrativ. Das psychologische Narrativ ist deskriptiv und empirisch verursacht: Das ist „mein“ Leben, die Vergangenheit und die Gegenwart, so wie es war und ist. Der Begriff des Narrativs inkludiert jedoch einige Aspekte, die mit den psychologischen Verhaltensschemata leicht zu verwechseln sind. Es geht um sämtliche normative ethische Überzeugungen ohne empirische oder empirisch verursachte Natur. Mithilfe des ethischen Narrativs stelle „ich“ fest, ob ich „mich“ für einen guten Menschen halte und ob „ich“ ein aus „meiner“ Sicht gutes, ethisch ausgeglichenes Leben führe.

Sowohl das deskriptive als auch das ethische Narrativ haben durchlässige Grenzen. Beide Narrative bewirken und durchdringen einander. Das psychologische Narrativ bezieht sich auf eine konkrete, vergängliche empirische Erfahrung. Das ist das Selbstbild als eine objektiv entstandene Geschichte über „mich“ auf der Basis „meiner“ Vergangenheit. Als Folge wird das Bild des tief narrativen Subjekts geprägt, das ein direktes Produkt seiner Lebensumstände, sozialer Bedingungen, traumatischer oder normaler Erfahrungen etc. darstellt.

Das ethische Narrativ bezieht sich auf die ethischen Parameter des Ichs sowie auf die Selbstreflexion, dank derer „ich“ auf bestimmte Art und Weise handle und das Ergebnis „meiner“ Handlungen ethisch bewerte. Angeblich müssen wir das normative ethische Narrativ konstruieren, um unsere Werte, unsere Lebenseinstellungen, unser Lebensparadigma zu festigen.

Das Konzept, man bräuchte unbedingt sowohl das deskriptive als auch das ethische Narrativ, um „normal“ zu leben, ansonsten gäbe es kein innerlich kohärentes bewusstes Ich, lehnt Strawson ab. Seine Argumentation ist allerdings nicht fehlerfrei. Als Contra-Argument betrachtet Strawson Martin Heidegger. Das deskriptive und das ethische Narrativ sollten zum Selbstbild zählen, was Martin Heidegger

laut ihm philosophisch bestätigte Strawson schreibt, dass das Ich aus heideggerscher Sicht ein in der Zeit seiendes Selbst ist, das ethisch authentisch (=eigentlich) existieren muss. Dies bedeutet, dass man Heidegger zufolge ein Narrativ als „self-understanding“ bräuchte.

Dies bezweifle ich. Strawson hätte das heideggersche Dasein als Pro-Argument für seine These, man benötige kein Narrativ, statt als Contra interpretieren können. Das Missverständnis wurzelt wahrscheinlich in den heideggerschen Begriffen der „Eigentlichkeit“ und der „Uneigentlichkeit“. Sprachlich geben sie Anlass für eine narrative, ethisch-engagierte Interpretation der heideggerschen Seinstheorie („Fundamentalontologie“). Das Dasein als ein temporäres und authentisches-eigentliches offenbart sich als das Sein zum Tod. Darauf sollte das ethische „eigentliche“ Narrativ samt entsprechenden Werten und Prinzipien sowie der deskriptiven Lebenserfahrung beruhen. Als Folge lässt sich vermuten, dass die Eigentlichkeit und die Uneigentlichkeit des Daseins den Lebensstil, die ausgewählten Lebensziele oder sittlichen Prinzipien des Menschen betreffen und das Selbst als das ethische, temporär existierende Narrativ unterstützen.

Tatsächlich haben aber für Heidegger weder die „Eigentlichkeit“ noch die „Uneigentlichkeit“ eine normative ethische Bedeutung. Die Eigentlichkeit des Daseins weist primär auf seine Befindlichkeit „vor dem Nichts der möglichen Unmöglichkeit seiner Existenz“ hin. Dem Dasein im Modus der Eigentlichkeit ist das Nichts (der Tod) als eine Folge seiner ontologischen Struktur bewusst: Das Dasein ist zeitlich begrenzt.

Das ist vielleicht alles, was man über das Narrativ in der Version Heideggers erfahren kann. Die heideggersche Philosophie hat kaum Berührungspunkte mit dem Narrativ als Selfstory. Man findet bei ihm keine Ratschläge oder Direktiven zum menschlichen Leben, inklusive der Selbstwahrnehmung. Die heideggersche Theorie setzt keine Reflexion über Self sowie Selfstory voraus. Sie hat keinen Bezug zu irgendwelchen psychischen, sozialen, ethischen oder kulturellen Komponenten, die das Narrativ beeinflussen können. Das deskriptiv und normativ geprägte Ich sowie das über sich selbst reflektierende Selbst stellen für Heidegger keinen Punkt der Analyse dar.

Daneben lässt sich festlegen, dass das Dasein fundamentalontologisch, d.h. konstitutiv, kein Narrativ braucht, um zu existieren. Philosophisch zählt das Narrativ weder substanziell noch strukturell zum menschlichen Wesen.

Aus der Sicht der modernen narrativen Psychologie klingt diese Stellungnahme provokant, da die psychologische Praxis ein anderes Bild des Selbst als ein kumulatives Produkt der Lebenserfahrung, das sich als Selfstory manifestiert, darstellt. Es ist jedoch eine Interpretationsfrage. Auch das heideggersche Dasein, der Mensch, existiert primär in der Zeit. Dies bedeutet, dass man eine Reihe temporär bezogener Erlebnisse hinterlässt. Die Reflexion darüber in Form der Selfstory ist jedoch eine andere, subjektive Sache, die für Heidegger fundamentalontologisch nicht von Bedeutung ist. Das Dasein braucht kein Narrativ, um in der Zeit zu existieren. Dies lässt sich als ein philosophisches Argument für das strawsonsche Konzept betrachten: Das Narrativ ist fundamentalontologisch kein Muss.

Ebenfalls meint Strawson, dass eine vollständige Person weder ein ethisches noch ein deskriptives Narrativ unbedingt benötigt. In der Tat trifft das Subjekt selbst die Entscheidung, ob es ein Narrativ braucht. Diese Entscheidung hängt von der Art der Wahrnehmung ab. Diesbezüglich unterscheidet Strawson zwischen zwei Typen: Der erste „diachronische“ Typ basiert auf der Vorstellung über das Selbst und die Welt als eine strukturierte, konsequente Einheit. Der Diachroniker definiert seine Gegenwart durch die Vergangenheit und nimmt die Welt dementsprechend strukturell und temporär in festen Begriffen wahr.

Im Gegensatz zum Diachroniker „schreibt“ der zweite „episodische“ Typ keine Selfstory als temporär strukturierte kohärente Einheit der Lebensereignisse. Er hat keinen Bedarf an einem autobiographisch bezogenen Konzept seines Lebens und nimmt sich selbst simultan, zum Teil spontan und situativ wahr.

Dieser strawsonsche Unterschied zwischen dem Diachroniker und dem Episodiker hat aus meiner Sicht keine substanzielle ontologisch objektive Basis. Die Gliederung tangiert strukturell eine subjektive Erfahrung über das Selbst, so wie „ich“ mich sehe, definiere und in die Welt integriere. Der Diachroniker Strawsons ist jener, der dazu unbedingt zwei Konstrukte, das deskriptive und das ethische Narrativ, braucht. Hingegen benötigen Episodiker weder das eine noch das andere Konstrukt, da „sie (die Episodiker) keine bestimmte Tendenz haben, ihr Leben in narrativen Kategorien zu sehen“.

Die Grenze zwischen Diachronikern und Episodikern soll durchlässig bleiben. Ansonsten erklären wir den Diachroniker als jenen, der unbedingt zur ethischen Stabilität und zur logisch begründeten Weltanschauung tendiert, während ein Episodiker sowohl die Ethik als auch die Logik negiert. Meiner Meinung nach wäre es eine falsche Folge: Es geht darum, dass der Diachroniker das Selbst als ein kontinuierliches kategorisches Konstrukt bzw. als Narrativ wahrnimmt. Der Episodiker identifiziert sich mit einem solchen Konstrukt nicht und braucht kein festgelegtes, inhaltlich homogenes Modell, um als vollständige Person zu agieren.

Strawson selbst beschreibt sich als einen Episodiker. Er betont, dass er persönlich keinen Bedarf nach einem Narrativ spürt und sich nicht benachteiligt fühlt, das Leben ohne Narrativ zu führen. „Es wäre ein großer Fehler zu denken, dass das Leben eines Episodikers weniger vital, weniger engagiert oder weniger menschlich ist.“ Dadurch bestreitet er die These, dass Werte wie Freundschaft, Dankbarkeit oder Verantwortung eine temporäre, innerlich einheitliche Struktur des Selbst voraussetzen und in eine Selbstgeschichte eingeschlossen sein müssen.

Ich teile die strawsonsche Ansicht, dass das Narrativ als Selfstory, von dem das Ich nicht zu befreien ist, fraglich ist, da dieses Narrativ das Ich *ist*. Das Narrativ offenbart sich für mich als eine mögliche, sogar wahrscheinliche, aber sicher nicht einzige mögliche Art der Selbstwahrnehmung. Außerdem stellt das Narrativ ein sprachreflexives Produkt *von mir* dar und wird von mir konstruiert, d.h. es kann theoretisch von *mir* freiwillig geändert oder sogar negiert werden. Natürlich ist es mir bewusst, dass ich sowohl deskriptive als auch normative Erfahrungen habe, die eine Relevanz für mein gegenwärtiges Selbst haben. Als eine moralbewusste Person akzeptiere und respektiere ich meine Vergangenheit.

Allerdings empfinde ich nicht meine Vergangenheit als *ein metaphysisches Faktum*, das autonom von mir existiert und mein Selbst bestimmt. Ich sehe und fühle mich als Person nicht in dieser Vergangenheit, ich identifiziere mich nicht mit ihr.

Die Idee von Strawson, dass man ohne Narrativ leben kann, ist attraktiv, da sie mit der Erfahrung vieler Menschen übereinstimmt, die das Selbst als ein prozessuales, unabgeschlossenes Ereignis sehen, das nicht auf ein statisches Muster reduziert werden kann. Ein „gutes“ Narrativ ist kein Attribut jeder psychisch stabilen, „gesunden“ sowie innerlich kohärenten Person, die konsequent und ethisch handelt. Man braucht kein Narrativ als ein festes Konstrukt, um das eigene Leben zu verstehen, zu kontrollieren, ethisch einzuordnen und darüber zu reflektieren.

Dass man kein Narrativ braucht, ist eine äußerst radikale Botschaft von Strawsons Theorie, die aber nicht missverstanden und noch weniger radikalisiert werden soll. Vor allem darf das Narrativ nicht als ein Stigma gesehen werden. Es ist akzeptabel, wenn das Subjekt selbst die Entscheidung trifft, wie es mit seiner Vergangenheit umgeht und wie tief es sie in sein gegenwärtiges Leben integriert.

Mir ist bewusst, dass sowohl die narrativlose Theorie Strawsons als auch ihre Interpretation durch mich unterschiedliche Bewertungen erhalten kann. Man kann mir widersprechen, dass jede Reflexion sich immer narrativ-bezogen entwickelt, da wir angeblich dazu einen „festen“ Gegenstand, das Selbstkonzept, die Selfstory („mein“ Ich durch das Prisma „meiner“ Lebenserfahrung) benötigen. Dies stimmt aber nicht gänzlich. Die rationale Reflexion über das Ich braucht keine feste Selfstory. Diese fordert aber ein anderer Begriff: die Revision. Darunter versteht Strawson eine Tendenz, sich selbst zu „erfinden“. Sie zeigt sich als eine bestimmte Kombination, manchmal sogar Falsifikation der Ereignisse, dank derer die Selfstory plausibel und in Bezug zur konkreten Situation „wettbewerbsfähig“ erscheint. In der Regel tendieren Menschen dazu, das Geschehene zu begründen, zu bewerten und zu beurteilen. Falls die objektiven Fakten nicht „passen“, wird das Geschehene „revisioniert“, d.h. in eine „günstige“ Richtung umgedreht. „Frustrierte Storyerzähler können mit der Revision beginnen, weil sie einfach keine befriedigende Form in ihrem Leben finden“, schreibt Strawson.

Man kann revisionieren, man muss aber nicht. Ebenfalls kann das Ich seine Vergangenheit nie infrage stellen und versuchen, sie zu ergänzen. Ob ich eine Selfstory inklusive Revision als Startpunkt meiner Orientierung in der Welt benötige, ob ich mich als Person durch sie definiere und repräsentiere, ob sie zu meiner Identität zählt, entscheide schließlich ich. Wenn ich darauf verzichte, macht mich dieser Verzicht auf die „Last“ meiner Vergangenheit weder weniger normal noch weniger ethisch.

Es gibt noch einen wichtigen Punkt in der Narrativgeschichte, der die Möglichkeit, narrativfrei zu leben, unterstützt. Die Argumentation, dass das Ich im Lauf des Lebens eine feste, nach der Revision strebende Selbststory konstruiert, setzt voraus, dass das Selbst eine einheitliche Struktur mit einem einheitlichen Narrativ darstellt. Was passiert aber mit dem Narrativ, wenn man mehrere Selbst statt eines besitzt?

4 Was ist das Selbst?

Die aus der narrativen Psychologie stammende These, das Selbst benötige im Lauf des Lebens ein festes deskriptiv-normatives Narrativ, bezieht sich auf die Idee der inneren Konsistenz sowie der Singularität des Selbst. Wenn das „normale“ Selbst eine Einheit darstellt, braucht es ein kohärentes Narrativ, das plausibel repräsentiert und mit zusätzlichen „Fakten“ und ihren Interpretationen unterstützt wird. Die Lücken und „Unpässlichkeiten“ zwischen dem Narrativ und der Realität (die kognitive Dissonanz) werden durch Revision ergänzt oder beseitigt. Den Verlust des Narrativs soll das Selbst als Identitätsverlust sowie als Kontrollverlust über das eigene Leben wahrnehmen.

Ist das Selbst wirklich innerlich einig? Die Frage wird aus dem Blickwinkel der verschiedenen Fächer (ob Psychologie, Psychiatrie, Neurowissenschaft, Biologie oder Ethik) unterschiedlich beantwortet. Ich erwähne nun ein Konzept, das eine präzise, praxisorientierte Antwort über die Struktur des Selbst anbietet und ein daraus resultierendes Problem, ob das Selbst eine Konstante ist und als Folge ein festes Narrativ braucht, in Betracht zieht.

John G. Watkins und Helen H. Watkins (2019) bestehen darauf, dass das Selbst keine konsistente Einheit ist, sondern ein komplexes Konstrukt bestimmter „Segmente“ (sogenannte „Ego States“, Ich-Zustände) einschließt. Es gibt den Kern des Selbst, der dem aktuellen laufenden Zustand der Person entspricht. Der Kern beinhaltet eine Reihe relativ konstanter Verhaltenselemente und stellt die Kombination der Faktoren dar, die ein „gesundes“

Sozial-bezogenes reflexives Verhalten des Individuums unterstützt. Dadurch agiert das Subjekt der aktuellen Situation entsprechend adäquat, es ist sozial integriert und ethisch ausgeglichen. Um den Kern des Selbst herum befinden sich die Ich-Zustände (Ego-States). Der Ich-Zustand zeigt sich laut Watkins und Watkins als organisiertes Verhaltens- und Erfahrungssystem, dessen Elemente durch ein gemeinsames Prinzip zusammengehalten werden.

Die Ich-Zustände werden vom Kern des Selbst separiert, bleiben aber für das Selbst normalerweise leicht zugänglich. Die Grenzen zwischen dem „aktuellen“ Selbst und seinen möglichen Ich-Zuständen scheinen im Fall einer psychisch stabilen Person durchlässig. Dadurch greift das Ich im Alltag freilich auf verschiedene Verhaltensmuster oder soziale Rollen zurück, bleibt aber trotzdem als ein stabiles Selbst der vollständige Agent der Handlungen.

Die Definition des Selbst bezieht sich bei Watkins und Watkins auf *das Gefühl* des Selbst. „Ich“ *fühle mich* zu diesem aktuellen Zeitpunkt als „ich“. Dieses Gefühl, das Selbst zu sein und zu handeln, hat kaum mit dem festen sprachlich ausgedrückten Narrativ zu tun. Das Selbst erweist sich laut Watkins und Watkins als *eine Energie*, die keinen bestimmten festen Rahmen erhält. „Lassen Sie uns, zumindest für den Augenblick, die Vorstellung akzeptieren, dass das Selbst nicht nur ein Inhalt, sondern eine Energie ist, charakterisiert lediglich durch das Ich-Gefühl. Vielleicht kann uns das, was wir über das Wirken

anderer Energien (Elektrizität, Hitze, Licht usw.) wissen, helfen, Selbstprozesse und Interaktionen besser zu verstehen“, so Watkins und Watkins.

Das Konzept des Selbst als eine formlose Energie wurzelt laut Watkins und Watkins in den Forschungen des freudschen Schülers Paul Federn (1956). Das Selbst Federns stellt einen kontinuierlichen „Strom“ dar, der potenziell zwei Arten von Energien, eine Ich-Energie (Ich-Besetzung: organisch, lebendig) und eine Objekt-Energie (Objekt-Besetzung: nicht organisch, lebensfremd) inkludiert. Das Selbst Federns ist „das Gesamtgefühl der eigenen lebendigen Person. Es bleibt übrig, wenn alle gedanklichen Inhalte fehlen“. Das Selbst ist ein konstantes Gefühl, *selbst zu sein*, auch wenn man momentan eine „Rundfunkstille im Kopf“, d.h. keine speziellen reflexiv-orientierten Gedanken hat.

Wenn „ich“ „mich“ und „mein“ Leben weder durch „meine“ Vergangenheit definiere noch „mich“ als Person in bestimmten Kategorien und sprachlichen Ausdrücken repräsentiere und als Folge nach einem narrativen Muster (bewusst oder automatisch-unbewusst) lebe, bedeutet das nicht, dass „ich“ kein Selbst besitze. „Ich“ fühle „mich“ weiterhin als innerlich kohärentes Ich und vollständiger Agent „meiner“ Handlungen, für die „ich“ die Verantwortung trage.

Diesen Moment, wenn „ich“ „mich“ als den Handlungsagenten fühle, bezeichnen Watkins und Watkins nach dem federschen Konzept als eine positive Besetzung mit Selbst-Energie. Die Selbst-Energie setzt Ideen, Vorstellungen und Theorien in Bewegung und macht sie zu „meinen“ eigenen, die „ich“ durch „meine“ Handlungen verwirkliche und unterstütze. Sie werden von Watkins und Watkins als „Selbst-abkömmlinge“ bezeichnet. Das Narrativ als Selfstory kann man als einen möglichen Selbstabkömmling, der allerdings kein Selbst ist, erklären.

Eine psychisch stabile Person würde laut Watkins und Watkins nicht nach einem Lebensnarrativ handeln. Umso weniger würde sie dieses Narrativ in seiner Einheit um jeden Preis behalten oder versuchen, es als Selbststory zu bestätigen. Das normale (= psychisch stabile) Ich sieht in der Theorie von Watkins und Watkins wie ein effektiver Manager aus, der mit den eigenen „Ego-States“ gut umgehen und sie situativ unterordnen kann. Die Ich-Zustände müssen jedoch kein *einziges* Narrativ einschließen, das so tief in das Ich einmontiert ist, dass es vom Ich nicht mehr zu trennen ist. Wenn das Selbst keine feste Einheit darstellt, gibt es keinen Grund, das Narrativ als eine kompromisslose Art und Weise der Selbstwahrnehmung zu behandeln und zu behalten.

5 *Konklusion*

Die radikale Botschaft der strawsonschen Theorie, man brauche kein Narrativ, um „normal“ zu leben und als eine vollständige Person ethisch zu handeln, ist in der Tat gar nicht so radikal. Philosophisch bietet sein Konzept ein freies, liberales Modell der Lebenseinstellung, das das Selbst von vielen selbst konstruierten Klischees und Schablonen befreit. Dem Subjekt steht es frei, die Welt und sich selbst in einem Narrativ durch das Prisma der strukturierten, temporär-bezogenen Begriffe wahrzunehmen.

Allerdings werden unsere Konzepte und Lebensmuster *von uns* kreiert und unterstützt. Schließlich bin ich der Agent meiner Handlungen. Ich will kein unbewusstes Produkt jener Ideen oder Überzeugungen sein, die mein Leben einschränken oder meinem Selbstgefühl fremd sind. Es ist normal, ein Narrativ als ein Orientierungszentrum zu besitzen. Es ist ebenfalls akzeptabel, sich in anderen narrativfreien Parametern, so wie das Gefühl des Selbst, anzunehmen. Dass das Zentrum „meines“ Lebens eine narrative Dezentralität darstellt, macht „mich“ als Person grundsätzlich weder unethisch noch infantil bzw. verantwortungslos. Die Frage ist nur, wie man diese Dezentralität interpretiert. Dezentriert zu sein oder narrativlos zu leben würde in diesem Fall genau bedeuten, sich nicht auf feste deskriptive oder normative Ereignisse des eigenen Lebens und der eigenen Vergangenheit zu verlassen, sondern eine situative Entscheidung treffen zu können, d.h. sich selbst in einem sartreschen Sinn jederzeit frei wählen zu dürfen.

Strawson definiert das Selbst als einen inneren „Locus“ des Bewusstseins. Diese Erklärung setzt bei ihm keine potenzielle oder aktuelle Narrativität voraus. Philosophisch finden wir eine mögliche Unterstützung dieser Idee in der Theorie Heideggers. Das Dasein schließt kein Narrativ ein, da jedes Narrativ für die Fundamentalontologie Heideggers ein sekundäres Produkt bedeuten würde, das nichts über die Struktur des menschlichen Seins verrät.

Natürlich könnte man dagegen argumentieren, dass es sich um eine rein philosophische Theorie handelt, die keinen Bezug zur Praxis der psychologischen Dimension des Menschen hat. Allerdings werfen die praktischen Forschungen von Watkins und Watkins einen ähnlichen Blick auf das Narrativ. Das Selbst besteht laut ihnen aus mehreren Teilen, die erfolgreich miteinander korrespondieren. Es stellt aber keine einheitliche Entität dar, die nach einem festen deskriptiv-basierten Konstrukt lebt und agiert. Wenn das Selbst inkonsistent ist, braucht es kein festes konsistentes Narrativ, um in einem „normalen“ Modus zu funktionieren.

Einige Menschen sehen sich im Narrativ und durch das Prisma des Narrativs. Eine „gute“ Selfstory, die als eine ethische Stütze für das Ich gilt und sein Leben als eine konsequente Einheit darstellt, ist laut den narrativen Psychologen ein wichtiges Element des psychisch stabilen Lebens. Wenn ich mich aber nicht durch meine Vergangenheit definiere oder nicht wünsche, dass diese Vergangenheit meine Gegenwart und Zukunft determiniert, habe ich das Recht, darauf zu verzichten und narrativlos zu leben. Das Narrativ soll kein unumgängliches Hindernis bzw. ein persönliches Problem darstellen. Alles, was uns schadet, stört oder hindert, darf geändert werden.

Literatur

Bruner, Jerome. (2004). Life as narrative. *Social Research*, 71(3), 691–710.

Dennett, Daniel Clement. (1988, 16–22 September). Why everyone is a novelist. *Times Literary Supplement*, 4459, 1016, 1028–1029.

- Federn, Paul. (1956). *Ichpsychologie und die Psychosen*. Bern, Switzerland: Hans Huber.
- Festinger, Leon, & Carlsmith, James Merrill. (1959). Cognitive consequences of forced compliance. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 58(2), 203–210.
- Gergen, Kenneth J. (2002). Self and community in the new floating worlds. In Kristóf Nyíri (Ed.), *Mobile democracy: Essays on society, self, and politics* (pp. 103–114). Vienna, Austria: Passagen.
- Giddens, Anthony. (1991). *Modernity and self-identity: Self and society in the late modern age*. Cambridge, UK: Polity Press.
- Heidegger, Martin. (2006). *Sein und Zeit* (19. Aufl.). Tübingen, Germany: Max Niemeyer Verlag.
- Jameson, Fredric. (1991). *Postmodernism, or, the cultural logic of late capitalism*. Durham, NC: Duke University Press.
- Lecky, Prescott. (1945). *Self-consistency: A theory of personality*. New York, NY: Island Press.
- Lyotard, Jean-François. (2019). *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht*. Vienna, Austria: Passagen Verlag.
- McAdams, Dan P. (2015). *The art and science of personality development*. New York, NY: Guilford Press.
- Radden, Jennifer. (1996). *Divided minds and successive selves: Ethical issues in disorders of identity and personality*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Strawson, Galen. (2004). Against narrativity. *Ratio*, 17(4), 428–452.
- Strawson, Galen. (2017). *The subject of experience*. Oxford, England: Oxford University Press.
- Swann, William Baldwin, Jr., & Brown, Jonathan David. (1990). From self to health: Self-verification and identity disruption. In Barbara R. Sarason, Irwin G. Sarason, & Gregory R. Pierce (Eds.), *Social support: An interactional view* (pp. 150–172). New York, NY: Wiley.
- Taylor, Charles. (1989). *Sources of the self: The making of the modern identity*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Velleman, J. David. (2000). From self-psychology to moral philosophy. *Philosophical Perspectives*, 14, 349–377.
- Velleman, J. David. (2005). The self as narrator. In John P. Christman & Joel Anderson (Eds.), *Autonomy and the challenges to liberalism: New essays* (pp. 56–76). New York, NY: Cambridge University Press.
- Velleman, J. David. (2020). *Self to self: Selected essays* (2. Aufl.). Ann Arbor, MI: Michigan Publishing.
- Watkins, John G., & Watkins, Helen H. (2019). *Ego-States – Theorie und Therapie: Ein Handbuch*. Heidelberg, Germany: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- White, Michael, & Epston, David. (1990). *Narrative means to therapeutic ends*. New York, NY: W. W. Norton & Company.
- Zifonun, Gisela. (2017). Ein Geisterschiff auf dem Meer der Sprache: Das „Narrativ“. *Sprachreport*, 33(3), 1–3.

Autorin

Dr. Marina Rendl, PhD

Philosophische Praxis Salzburg

Innsbrucker Bundesstraße 35, 5020 Salzburg

Telefon: 0664 375 93 78

E-Mail: rendl@philosophie-praxis.at

Marina Rendl, geb. 1986, Philosophin und Ethikerin, Gründerin der Philosophischen Praxis Salzburg.